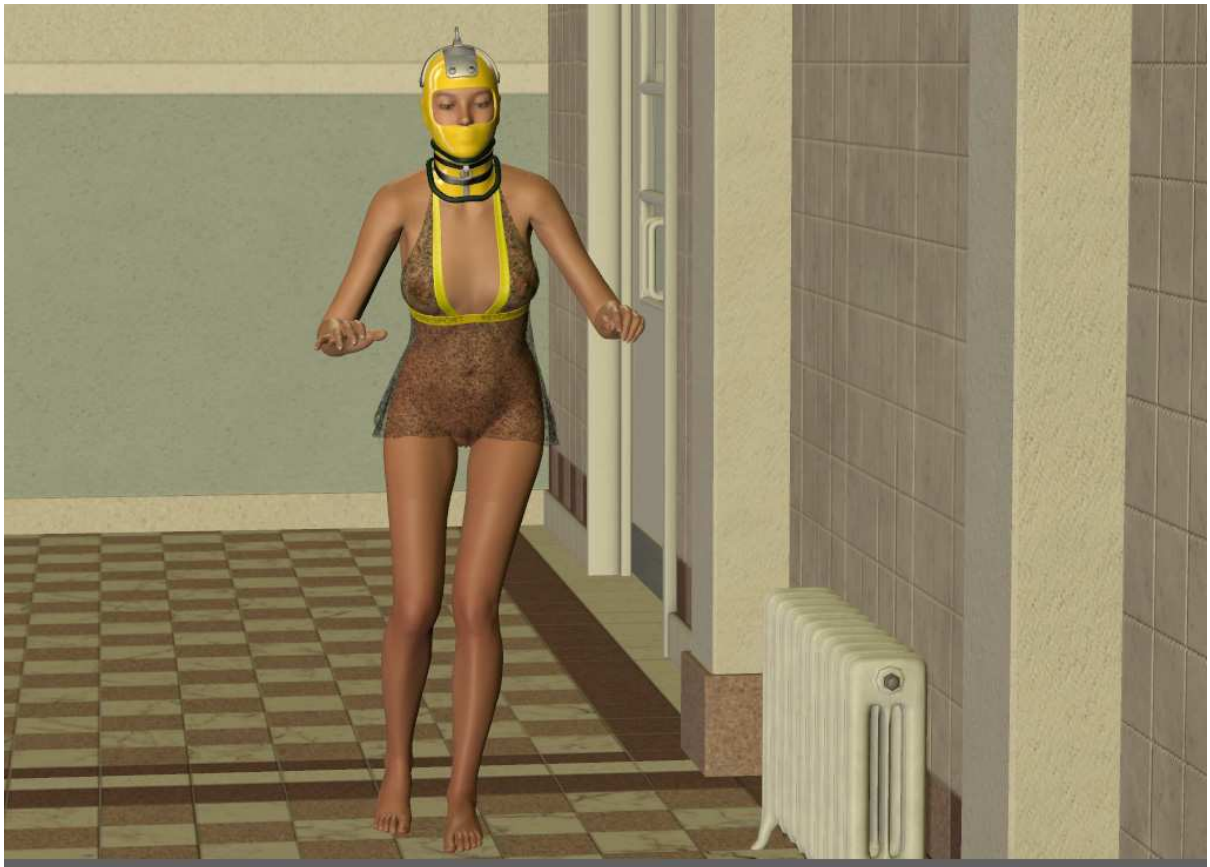
4. Ora et labora

Aus dem Untergeschoss, in dem Stacey und Dawn nach Erin gesucht hatten, führte der Weg wieder nach oben in einen kleinen Raum mit Regalen, auf denen diverse Utensilien lagen. Stacey musste sich auf einen Stuhl in der Mitte setzen. »Ich lege Dir jetzt Fluchhaube und Fluchkragen an, die Du bis zum Morgen tragen wirst. Nach dem Wecken werden die Haltespangen gelöst. Bis dahin hast Du Gelegenheit, darüber nachzudenken, welchen Sinn es eigentlich haben soll, den Herrn zu beleidigen, indem man achtlos Kraftausdrücke verwendet. Du wirst feststellen, dass nichts Gutes daran ist, einen Fluch auszuspucken.« Während dieses kleinen Vortrages zog Schwester Mary Barbara eine Plastik-Haube über Staceys Kopf, die lediglich Augen und Nase aussparte. Durch einen dazu passenden Kragen mit Metallstützen wurde Stacey gezwungen, ihren Kopf in den Nacken zu legen, was ihrem Kopf nicht nur die Bewegungsfreiheit nahm, sondern auch jedes Öffnen des Kiefers verhinderte. Die Konstruktion knebelte Stacey wirkungsvoll. Da die Metallkonstruktion des Kragens nur mit einem Werkzeug geschlossen und geöffnet werden konnte, gab es bis zum nächsten Morgen kein Entrinnen. »Du kannst jetzt aufstehen. Mary Colette wartet sicher schon auf dem Flur, um Dir den Weg zu Eurem Zimmer zu zeigen. Nutze die Zeit bis zum Einschlafen für innere Einkehr!«

Mit durch die Kopfhaltung unsicheren Schritten verließ Stacey den Raum und trat auf den Flur. Wo war diese Mary Colette?



Wo war diese Mary Constantine?

Was bedeutete dieser Name? Musste Stacey sich etwa ein Zimmer mit einer Nonne teilen?

»Hallo Stacey«, erklang schräg hinter der Angesprochenen eine – wohl noch junge – Frauenstimme. Da Stacey ihren Kopf nicht bewegen konnte, musste sie sich komplett herumdrehen, um zu sehen, dass aus der Tür, die sie gerade passiert hatte, tatsächlich etwas Nonnenähnliches herausgetreten war. Im Gegensatz zur Oberin und zu Schwester Mary Barbara trug diese Gestalt jedoch eine besonders bemerkenswerte Habit-Variante. »Ich bin Mary Colette. Ich habe zwar schon meinen Ordensnamen bekommen, aber bin noch gar keine Schwester. Die ehrwürdige Mutter Oberin hat eine Ausnahme wegen guter Führung gemacht. Vater Cormack darf noch nichts davon wissen, hihi. Nicht vor der Initiation.«

Stacey überlegte, was sie wohl geantwortet hätte, wenn sie dazu in der Lage gewesen wäre. Vermutlich hätte sie einfach den Kopf geschüttelt. Diese Option schied ja nun auch aus. Mary Colette fand es offenbar ganz normal, ihren Kopf zu verschleiern und gleichzeitig ein »Habit« mit reichlich transparenten Einsätzen zu tragen. Was soll man erwarten, dachte Stacey. Von der jungfräulichen Geburt über den Weihnachtsmann zu kleinen grünen Männchen und gleichzeitiger Verschleierung und Entblößung war schließlich alles möglich, wenn man den Irrsinn erst einmal in sein Hirn gelassen hatte. Keuschheit galt ja schließlich nur für die Frauen. Die Männer sollten hingegen schon ihre Freude haben. Eigentlich entbehrten »sexy« Nonnen nicht einer gewissen Konkludenz. Vermutlich durfte sich Mary Colette nicht selbst berühren, aber musste sich von »Vater« Cormack begaffen oder sogar befingern lassen ... oder Schlimmeres. Es war ja nicht gerade unwahrscheinlich, sofern dieser Cormack nicht auf Knaben stand.

»Mach Dir nichts aus der Fluchhaube!«, kicherte Mary Colette fröhlich vor sich hin, während sie Staceys Hand nahm und sie daran durch den Flur zog. »Ich glaube, es gibt kein Mädchen, dem das hier noch nie passiert ist. Wir kommen eben alle aus einer gottlosen Welt und die Reinigung unserer Seelen ist eine echte Lebensaufgabe. Es ist ja Dein erster Tag in Lannisport. Die erste Zeit ist immer schwierig. Irgendwann wirst Du aber Jesus in Dein Herz lassen und von diesem Moment an wird alles anders. Ich kann es wirklich kaum erwarten, mein Gelübde zu vervollständigen. Ich bin jetzt vier Jahre hier. Ich habe so viel Zeit verschwendet, weil ich mich an dieses dumme, bedeutungslose Leben da draußen geklammert hatte. Ich werde das alles hier vermissen, wenn ich dann Teil des Ordens bin.«

Stacey blieb stehen. Sie befreite ihre Hand und deutete damit auf Mary Colette. Dann machte sie eine ausladende Bewegung und malte einen imaginären Halbkreis in die Luft.

»Du willst wissen, warum ich nicht hierbleibe?«

Weil Stacey nicht einmal nicken konnte, machte sie mit der Hand das Okay-Zeichen.

»Oh, vielleicht komme ich irgendwann zurück, wie es Schwester Mary Barbara, Schwester Mary Teresa und die anderen vom Orden der Töchter der Heiligen Franziska getan haben, aber davor stehen noch die Jahre der Einkehr, der Besinnung und des Schweigens. Ich werde

dem Herrn so nah sein, wie es während einer irdischen Existenz nur möglich ist. Wenn es Sein Wille ist, werde ich das Kloster wieder verlassen, aber natürlich hoffe ich, dass ich viele Jahre in Seiner Nähe verbringen darf. Ich meine … Er ist mir natürlich immer nah, aber das alltägliche Leben ist so voller … Ablenkungen und Prüfungen … ach, was rede ich?! Da ist unser Zimmer. Wir werden uns gut verstehen. Ich bin ja noch ein paar Tage hier.«

Immerhin nur ein paar Tage, dachte Stacey. Dann bestand wohl wenigstens eine kleine Chance, das Zimmer bald mit einer etwas weniger Durchgeknallten zu teilen – sofern nicht bis dahin die Flucht gelänge, was Stacey von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute drängender erschien.

Mary Colette geleitete Stacey in den Raum, in dem zwei Betten standen. Ansonsten gab es hier nicht viel.

Ansonsten gab es hier nicht viel.

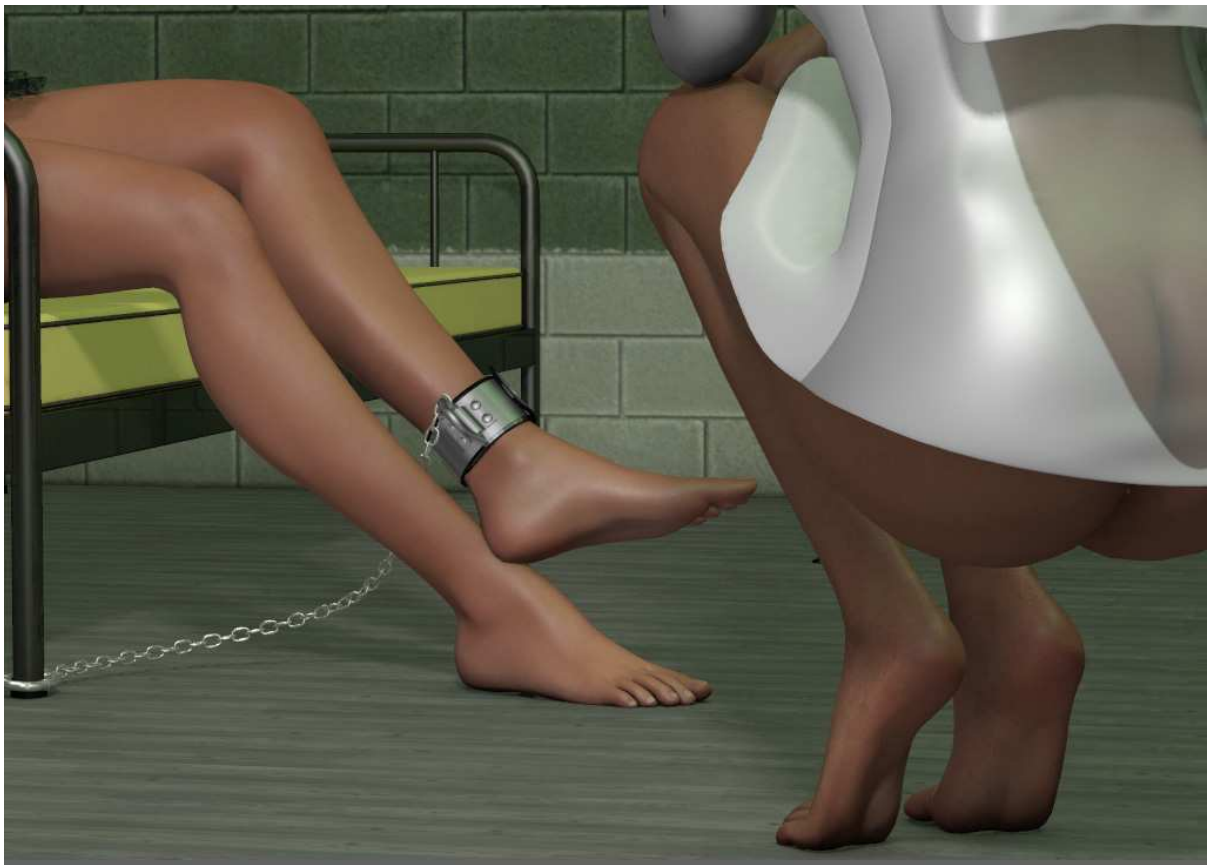
Zumindest dieses Urteil erlaubte Staceys eingeschränktes Gesichtsfeld mit hoher Wahrscheinlichkeit, denn es blieb äußerst mühsam, die Augen ständig gesenkt halten zu müssen, um halbwegs geradeaus blicken zu können oder aber ausschließlich in gebeugter Haltung zu bleiben. War das nun »besser« als Schläge? Vermutlich nicht, dachte Stacey, aber wenigstens blieben ihr die Schmerzen erspart.

»Hier – das ist Dein Bett. Vorsicht! Es ist nicht sehr hoch, aber lang genug, um bequem darin zu schlafen und die Matratzen sind hier wirklich angenehm. Musst Du noch einmal zur Toilette?«

Stacey verneinte mit einer Handbewegung.

»Überlege es Dir! Die Toiletten sind nur wenige Schritte den Gang hinunter. Wenn Du heute Nacht musst, bleibt Dir nur der Eimer unter dem Tisch. Komm! Ich helfe Dir beim Hinsetzen. Ja, so ist es gut. Gib mir Deinen Fuß!«

Als Stacey etwas Kaltes an ihrem Knöchel spürte, wolle sie ihr Bein zurückziehen, doch Mary Colette war kräftiger als sie schien und hielt Staceys Fuß fest, bis das kalte Gefühl die Wade umfing und ein klickendes Geräusch ertönte. »Die Weckschwester hat einen Schlüssel. Es ist nicht gut, wenn wir nachts umherlaufen und so können die Türen unverschlossen bleiben. Lannisport ist ja schließlich kein Gefängnis.« Mary Colette stellte Staceys Fuß behutsam wieder ab. Mit einem Stahlband war dieser jetzt an den Bettpfosten gekettet und die Bettgestelle hatte man fest im Boden verankert. Ohne Metallsäge würde Stacey diese Fessel nicht loswerden können.



Ohne Metallsäge würde Stacey diese Fessel nicht loswerden können.

Wenn man nur fest genug glaubte, so hatte es Stacey schon durch ihre Mutter gelernt, empfand man irgendwann das, was man so von sich gab, weder als verrückt noch als Hohn und konnte auch die schlimmsten Verbrechen und Unmenschlichkeiten rechtfertigen, beschönigen oder sogar verherrlichen. Da gab es dann Orden für Schlächter, Heiligsprechungen für Massenmörder und – natürlich – die unvermeidliche Absolution für alles und jeden, vorausgesetzt, die Willfährigkeit war hoch genug. Deshalb wunderte sich Stacey nur kurz, dass Mary Colette geradezu entschieden betonte, dass Lannisport kein Gefängnis wäre.

Nach Staceys Kenntnis wurden Gefängnisinsassen immerhin nicht an ihre Betten gefesselt. Allerdings hätte sich dort ganz sicher niemand selbst an den Bettpfosten gekettet, wie Mary Colette es machte, während Stacey versuchte, eine liegende Position einzunehmen.

Hätte sie es besser wissen müssen?

Es erging ihr wie so vielen Opfern in der Menschheitsgeschichte: Alle erfuhren unendliches Leid und konnten (und wollten) sich einfach nicht vorstellen, dass es noch schlimmer werden würde. Weil sie selbst keine Barbaren waren, hatten sie keine Vorstellung von der Barbarei.

In dieser Nacht nahm Stacey sich vor, nicht länger an »das Gute im Fanatiker« zu glauben. Gewöhnliche Verbrecher mochte man ja mit Sanktionen an der Tatausführung hindern können, aber Überzeugungstätern war mit den Maßstäben von Vernunft und Menschlichkeit niemals beizukommen.

Stacey hatte einen Fehler gemacht. Alles, auch Gefängnis, wäre besser gewesen als das hier.

Sie wälzte sich lange schlaflos und von der Kette an ihrem Fuß behindert herum, fürchtete, ihre Nasenatmung könnte irgendwie gestört werden und verkrampfte beim Versuch, mit dem »Fluchzeug« eine halbwegs bequeme Lage zu finden.

Irgendwann schlief sie dann aber doch vor Erschöpfung ein. Schon der erste Tag der »Therapie« hatte ihr Grenzen aufgezeigt. Wie sollte sie weitere Tage überstehen?

Müde und verspannt wurde Stacey am nächsten Morgen von Haube und Halskrause befreit. Unter der Dusche berichtete sie Dawn und Erin von Mary Colette und danach konnte sie beim Frühstück endlich ihren Hunger stillen.

Um 6 Uhr wurden Stacey und Dawn zum Küchendienst befohlen. Erin wollte sich das Morgengebet »mal ansehen«.

»Und Du willst sie wirklich mitnehmen?« Dawn trug beim Abräumen der Teller einen besonders missmutigen Ausdruck im Gesicht.

»Die steht das hier niemals durch.«

»Eben. Deshalb fängt sie damit an, sich zu ›fügen‹. Ich weiß nicht, ob wir ihr noch vertrauen können.«

Stacey dachte daran, dass die Chemie zwischen Dawn und Erin von Anfang an nicht gestimmt hatte. »Sie versucht, zu überleben. Das allein macht sie noch nicht zur Verräterin oder zum Spitzel.«

»Findest Du nicht, dass es ein erster Schritt auf dem Weg ist, auch zu so einer Mary Gibdichhin zu werden? Ich meine … Erin geht immerhin freiwillig zur Gehirnwäsche.«

Stacey schüttelte den Kopf. »Sie probiert Rettungswege aus. Wir rennen hier schließlich auch mit den Tellern herum und machen keinen auf kompromisslose Verweigerung.«

»Es macht einen Unterschied, ob Du versuchst, unter der Herrschaft von Nazis unauffällig zu bleiben oder zu deren Parteitag gehst.«

»Dieser Vergleich hinkt, Dawn. Es geht hier nicht darum, uns umzubringen.«

Dawn legte den Tellerstapel in ihren Armen ab und hielt inne. Dabei sah sie Stacey mit dem schon bekannten Funkeln in den dunklen Augen an. »Ach, nein? Physisch wird man uns wohl vorläufig nicht umbringen, aber wenn die Fähigkeit, sich ein eigenes Bild von der Welt zu machen, durch Glaube und Gehorsam sowie willfähriges Dienen ausgetauscht wird – wie viel ›Leben‹ steckt denn dann noch in so einem tumben Werkzeug? Außerdem haben die Irren ›Ketzer‹ und ›Hexer‹ systematisch ermordet. Wo genau liegt denn der Unterschied zwischen zig-tausendfachem und millionenfachem Mord, Stacey? Kannst Du mir das erklären?«

Stacey konnte sich dem Versuch einer Antwort entziehen, als eine bis dahin unbekannte Schwester die jungen Frauen anhielt, sich in die Gärten zu begeben, um dort Unkraut zu jäten. Weisungsgemäß meldeten sie sich bei Schwester Mary Barbara.

Weisungsgemäß meldeten sie sich bei Schwester Mary Barbara.

»Dawn, Du zupfst das Unkraut aus dem Beet dort hinten und legst es in diesen Korb hier! Stacey, Du kommst mit mir!«

Staceys Hoffnung, unbeobachtet mit Dawn über Fluchtmöglichkeiten sprechen zu können, war damit zunichte gemacht. Sie folgte der Schwester an hohen Büschen vorbei über eine Wiese, bis Dawn nicht mehr zu sehen war. Wie weit wäre es wohl von hier bis zur Küste? Es erschien nicht wahrscheinlich, dass die Schwester in ihrem Habit in der Lage gewesen wäre, Stacey zu folgen, wenn diese einfach losgerannt wäre.

Nein, mahnte Stacey sich selbst zur Geduld – die Flucht musste heimlich erfolgen, um unentdeckt einen Vorsprung vor den Verfolgern herauszuholen.

Ihre Laune besserte sich, als sie ein leichtes, entferntes Grollen hörte. In Verbindung mit dem Wind, der frischer wurde, je weiter sie sich im Schlepptau von Schwester Mary Barbara von der Anstalt weg und auf eine Anhöhe zu bewegte, konnte sie die Nähe des Meeres geradezu körperlich spüren. Stand sie gerade im Begriff, einen möglichen Fluchtweg kennenzulernen?

Im Kreis aufgestellte Steinbänke waren das Ziel. Die Schwester reichte Stacey einen Lappen. »Damit reinigst Du die Bänke. Janet wird gleich zu Dir stoßen und ein Messer mitbringen, mit dem Ihr das Grünzeug aus den Steinen holen könnt.« Mit diesen Worten machte sich die Schwester auf den Rückweg zur Anstalt.

Stacey wischte die Steinbänke ab, ohne wirklich das Gefühl zu haben, dass diese dadurch sauberer wurden. Ihre Gedanken kreisten um das Messer. Wenn sie das irgendwie behalten oder verstecken könnte … in ihrer »Kleidung« wohl kaum, dachte sie. Dann sah sie zwei nackte Füße in ihrem Augenwinkel.

Dann sah sie zwei nackte Füße in ihrem Augenwinkel.

»Hier. Wenn Du fertig bist, sollen wir das Grün von den Steinen kratzen«, krächzte Janet.

Die Freude über das Teppichmesser, das Janet Stacey reichte, verblasste fast ein wenig aufgrund der Überraschung, Janets Stimme zu hören – leise und irgendwie eingerostet zwar, aber immerhin! »Du bist den verdammten Knebel los?«

»Ein Monat, drei Tage, zwei Stunden. Es fühlt sich seltsam an. Feste Nahrung bleibt vorläufig ein schöner Wunsch – so ausgeleiert sind meine Kiefermuskeln.«

»Dein Hau-mich-Hemdchen musst Du trotzdem noch tragen?«

»Wie Du siehst …« Janet zuckte mit den Schultern.

»Hast Du denn Deine ›Strafe‹ jetzt nur teilweise verbüßt?«

Erneut kam als Antwort von Janet ein Schulterzucken, diesmal begleitet von einem bitteren Lächeln. »Du bist gerade erst hier eingetroffen. Du denkst, Du könntest irgendwie ›durchkommen‹, wenn Du nur lernst, wie die Abläufe und die ›Regeln‹ sind. Du meinst, es gäbe irgendwelche Kriterien, nach denen Du Dich richten kannst. Du glaubst, das hier läuft so ähnlich wie bei Eltern oder Lehrern. Das ist ein Irrtum. Hier bekommst Du nicht nur dann einen ›Eintrag ins Klassenbuch‹, wenn Du den Unterricht störst. Hier bekommst Du den immer – egal, ob Du dazu etwas beiträgst oder nicht. Im 1. Buch Mose heißt es in 8,21: ›Denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.‹ Du bist schlecht und sündhaft ›von Jugend auf‹ und als Frau bist Du ganz besonders sündhaft, denn Paulus sagt in 1. Tim 2,14: ›Und Adam wurde nicht verführt, die Frau aber hat sich zur Übertretung verführen lassen‹. Du sollst ein schlechtes Gewissen haben – für Deine bloße Existenz. Das wird Dir aber nichts nützen. Du wirst bestraft, wenn Du nicht gehorchst, aber auch, wenn Du gehorchst. Dann ist Dein Frausein eben Grund genug, Dich zu quälen. Der Willkür entkommst Du nicht, denn die kennt keine Regeln … außer der ach so ›heiligen‹ Schrift, in der es im 2. Buch Mose in 33,19 heißt: ›Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich‹. Keine Gewissheit, keine Sicherheit. Nur Sünde und Buße bis zur Begegnung mit Deinem Erlöser … ohne Gewähr, versteht sich, denn nach Deinem Tod kannst Du keinen Betrüger mehr zur Rechenschaft ziehen. In der Hand dieser Typen kannst Du nichts weiter tun, als irgendwie Deine Selbstachtung zu wahren … sofern Du es trotz dieses ganzen Frauenhasses geschafft haben solltest, eine zu entwickeln. Das ist selten genug.« Janets Stimme hatte sich normalisiert.

»Dir scheint es gelungen zu sein … obwohl Du deren Sprüche kennst.«

»Ich versuche lediglich, meinen Verstand zu behalten. *Weil* ich deren Sprüche gelernt habe, weiß ich, dass *die* irre sind und nicht ich. Das hilft mir nicht, mit heiler Haut davonzukommen, aber noch konnten die mich nicht brechen. Es hilft, meinen Verstand zu retten. Wenn Du also meine ›Buße‹ unterstützen willst – nur zu! Ich weiß ja, wer die Verbrecher sind und dass Du auch nur deren Opfer bist. Früher oder später wirst Du hier ebenfalls mit nacktem Hintern herumlaufen und dann hilft es, wenn Du weißt, wer Deine *wirklichen* Peiniger sind.«

Stacey sah Janet entschlossen an. »Ich werde mich trotzdem nicht zu deren Werkzeug machen lassen. Das gehört zu *meiner* Selbstachtung, denn ich kenne deren Sprüche auch und weiß, was dieser Paulus angerichtet hat und bis heute anrichtet. Ich wurde nicht ›um des Mannes willen geschaffen‹ und wenn diese Erbärmlichkeit tausendmal in deren Büchlein steht! Wiederholung macht den Wahnsinn nicht wahrer – nicht einmal, wenn sie zweitausend Jahre andauert.«

»Stimmt, aber auch Lügen können mächtig sein, wenn zu viele Menschen daran glauben. Wegen eines Schwindels haben die alten Ägypter die Pyramiden errichtet und die Nazis haben sechs Millionen Juden ermordet. Du kannst mit der Angst vor dem Tod Menschen zu großen Leistungen und großen Verbrechen motivieren. Versprich ihnen ein Heil, ein Leben nach dem Tode und sie machen alles dafür. Niemand fragt dann noch nach Logik oder Vernunft, denn wer vernünftig ist, muss sich mit der eigenen Endlichkeit abfinden. Das ist nichts für Weicheier.«

»Das ist nichts für Weicheier.«

»Allerdings versprachen die Nazis kein Weiterleben nach dem Tode«, wandte Stacey ein.

»Stimmt. Deren Versprechen waren kurzlebiger. Sie versprachen Geltung, Bedeutung … für Angehörige ihrer ›Herrenrasse‹. Das war ein Fehler, denn sie mussten diese Versprechungen einlösen, weshalb aus 1000 Jahren nur 12 wurden. Die Kommunisten hielten sich etwas länger, weil die eine ›bessere‹, ›gerechtere‹ Welt versprachen, in denen die Bedürfnisse all ihrer Genossen befriedigt würden, aber nicht sofort, sondern irgendwann nach dem Sieg der

Weltrevolution und dem erfolgreichen Aufbau ihres Hirngespinstes, das sie Sozialismus nannten, in dem noch für ihre Eliten geschuftet werden musste, um dann daraus das Heil, den Kommunismus aufzubauen. Das war schon ein besserer Trick als bei den Nazis, aber auch nicht gut genug, denn er verhinderte nicht, dass ›Fortschritte‹ überprüfbar waren und dass ihre Opfer abwägen konnten zwischen den ›Segnungen‹ des ›real entwickelten Sozialismus‹ und den Einschränkungen und Entbehrungen, die dafür zu zahlen waren. Diese Rechnung ging nicht auf und damit war diese Ideologie am Ende. Nazis und Kommunisten machten den Fehler, ihre leeren Versprechungen überprüfbar zu machen. Sie waren nicht clever genug, die Überprüfung auf den Zeitpunkt nach dem Tod *jedes* ihrer Opfer zu verschieben. In ihrem - säkularen - ›Glauben‹ gab es die Möglichkeit der Überprüfung. Das war in deren Gehirnwäsche eine Art Systemfehler. Dadurch war der Realitätsverlust schwerer aufrecht zu erhalten.«

»Bist Du eine Soziologie- oder Politologieprofessorin, Janet? Willst Du Nazis und Kommunisten vorwerfen, nicht wahnsinnig genug gewesen zu sein?«

»Bei beiden Ideologien hat es für Millionen Tote entweder in KZs oder durch Massenmorde während Kriegshandlungen auf der einen und durch Säuberungswellen, Hungertode aufgrund von Misswirtschaft oder Schinderei in Gulags auf der anderen Seite gereicht. Der Unterschied bestand lediglich darin, dass Letztere sich einen netteren Anschein geben wollten. Nein, die waren schon mächtig wahnsinnig, aber für ein pures Fantasie-›Heil‹, dessen Eintritt nie stattfindet, aber auch nicht überprüfbar ist, benötigt man einen sehr viel subtileren und gleichzeitig in allen Lebensbereichen präsenteren Wahnsinn. Man muss dafür den gesunden Menschenverstand komplett ausschalten, Fakten an sich total negieren, Wissenschaft verdrängen … man muss eben jeden Realitätsbezug, jeden Zweifel vernichten und vollkommen ›glauben‹. Je isolierter man die Opfer des Wahns hält, desto geringer wird deren Anfälligkeit für die Realität. Diese Isolation gelingt am besten physisch, aber auch eine psychische Isolation ist möglich und im Tätersinne wünschenswert. Deshalb sind alle Sekten in ihrer Grundstruktur gleich. Es spielt überhaupt keine Rolle, ob es fünf oder fünf Milliarden Sektenmitglieder gibt.«

»Das klingt alles logisch, aber was nützt uns dieses Wissen?« Stacey hätte jeden von Janets Sätzen vielleicht nicht so prägnant formulieren, aber doch unterschreiben können.

»Hier? Nicht viel, fürchte ich. Bis auf eine Ausnahme: Wir dürfen uns nicht isolieren lassen, uns nicht zurückziehen, uns nicht gegeneinander ausspielen lassen. Wir werden es nicht schaffen, unsere Würde zu behalten, aber wir können um unseren Verstand kämpfen. Das wird allerdings sehr schwer, wenn wir es jede für sich versuchen. Deshalb müssen wir ebenfalls ›predigen‹ - über Vernunft, über Menschlichkeit, über Tatsachen, über Individualität, Kreativität, Fortschritt und darüber, dass wir nicht aufhören dürfen, zu lernen, uns ein eigenes Bild von der Welt zu machen. Wir müssen bei jeder Gelegenheit miteinander reden und uns gegenseitig darin bestärken, dass wir Menschen, dass wir Frauen sind und keine ›Kinder‹, ›Sünderinnen‹ oder Angehörige einer ›Herde‹. Wir dürfen den ›Gläubigen‹ nicht die

Meinungsführerschaft überlassen; egal, wie oft sie uns auch knebeln, zensieren und bevormunden.«

»Schön gesagt, Janet, aber das wird uns sehr viele Striemen einbringen und ich bin sicher, dass das noch eine der harmloseren Folgen ist. Fanatiker schrecken vor Folter und Mord nicht zurück und der Weg vom ›harmlosen Anhänger‹ zum gewalttätigen Fanatiker ist erwiesenermaßen extrem kurz. Die glauben ja tatsächlich in ihrem Wahn, dass sie die ›Guten‹ sind.«

»Die glauben ja tatsächlich in ihrem Wahn, dass sie die ›Guten‹ sind.«

»Ich war unvorsichtig gewesen. Wir müssen uns cleverer anstellen und vorsichtiger vorgehen. Vor allem müssen wir deren Übergriffe so weit einschränken, wie das in einem Willkürregime eben nur begrenzt möglich ist. Die quälen uns auf jeden Fall, aber dafür dürfen wir ihnen nicht leichtfertig Anlässe über das hinaus geben, was sie ohnehin mit uns anstellen werden.«

»Und wie stellst Du Dir das vor?«

Statt einer Antwort fing Janet plötzlich an zu singen:
»If it's getting harder to face every day
Don't let it show, don't let it show
Though it's getting harder to take what they say
Just let it go, just let it go

And if it hurts when they mention my name
Say you don't know me
And if it helps when they say I'm to blame
Say you don't own me

Even if it's taking the easy way out
Keep it inside of you
Don't give in
Don't tell them anything
Don't let it
Don't let it show

Even though you know it's the wrong thing to say
Say you don't care, say you don't care
Even if you want to believe there's a way
I won't be there...I won't be there

But if you smile when they mention my name
They'll never know you
And if you laugh when they say I'm to blame
They'll never own you

Even if you feel you've got nothing to hide
Keep it inside of you
Don't give in
Don't tell them anything
Don't let it
Don't let it show[1].«

»Also bist Du keine Soziologieprofessorin, sondern Sängerin? Egal – ich verstehe, was Du meinst: Biegen, aber nicht brechen, den Tätern möglichst wenig Angriffsflächen bieten, aber ihnen auch absolut nichts preisgeben, keine echten Gefühle zeigen. Das ist allerdings die einzig mögliche Überlebensstrategie in Willkürregimen, aber eine Garantie, nicht gebrochen zu werden, bietet das auch nicht.«

»Stimmt«, meinte Janet. »Es gibt keine Garantie. Es kann nur den Versuch geben, unsere Humanität zu bewahren, indem wir taktisch klug bleiben und uns gegenseitig unterstützen. Ora et labora … in secretum! Das muss unsere Devise sein.«

---

[1] Written by: ALAN PARSONS, ERIC WOOLFSON
Lyrics © Universal Music Publishing Group

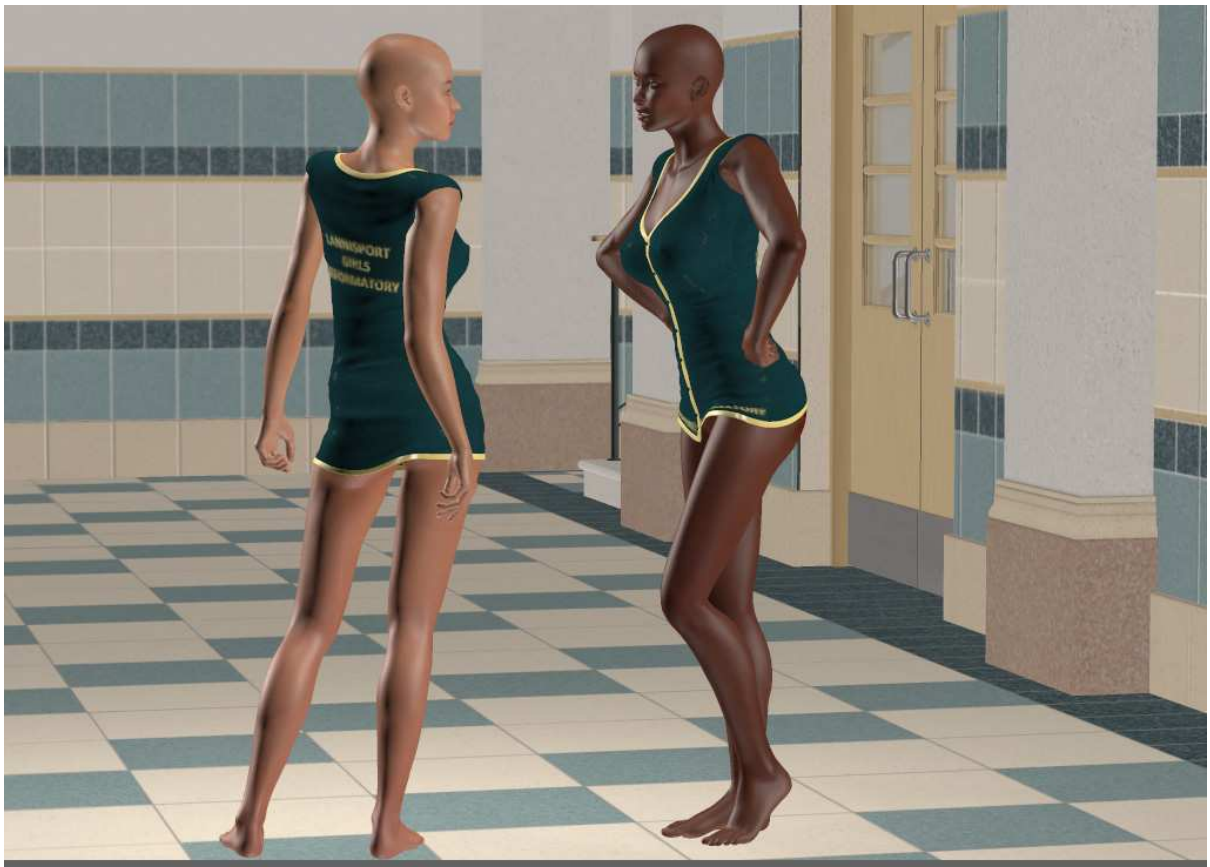
5. Beichtvater

Stacy nutzte die nächstbeste Gelegenheit, um Dawn von dem Gespräch mit Janet zu erzählen.

»Und welche Schlüsse ziehst Du daraus?«, wollte Dawn wissen.

»Wir sollten Erin zu den Gottesdiensten begleiten und alle Anweisungen der Pinguine befolgen.«

Dawn schüttelte den Kopf. »Damit die kriegen, was sie wollen? Niemals!«



»Damit die kriegen, was sie wollen? Niemals!«

Stacey blieb hartnäckig. »Wenn man einem Terrorregime Widerstand leisten will, gibt es drei Möglichkeiten. Man kann es offensiv bekämpfen, wenn man dafür ausgerüstet ist. Ich habe nicht den Eindruck, dass wir in einer solchen Lage sind. Möglichkeit zwei wäre, abzutauchen, in den Untergrund zu gehen und eine Art Guerillakrieg zu führen. Ich wüsste nicht, wohin wir hier abtauchen könnten. Es bleibt demnach nur Möglichkeit drei. Das ist Janets Plan und so haben es die Mitglieder der Resistance und der anderen Widerstandsgruppen gegen die Nazis gemacht: Unauffällig bleiben, sich scheinbar anpassen und dann zuschlagen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet. So zu tun als ob, ist nicht das, was die wollen, Dawn. Die wollen echte Unterwerfung, wirkliche Gehirnwäsche.«

»Ich will aber deren Schwachsinn nicht mitmachen!«

»Das will ich auch nicht. Janet ebenfalls. Wir werden nur so tun, als würden wir mitmachen. Nur so werden wir das hier überstehen. Für echte Opposition fehlen uns hier alle Möglichkeiten. Das, was Du willst, will ich auch, aber es geht nicht, Dawn. Das würden wir nicht überleben.«

»Okay, stimmt – wir können denen keinen echten Widerstand leisten, aber das muss ja nicht gleich heißen, dass wir so tun, als fänden wir auf einmal alles ganz toll.«

»Unter normalen Umständen würde ich Dir zustimmen, Dawn, aber das würde voraussetzen, dass wir es mit irgendwie … halbwegs … liberalen Leuten zu tun hätten. So sind die aber nicht. Wer glaubt, über eine allgemeingültige Wahrheit zu verfügen und auch noch davon überzeugt ist, diese unter allen Umständen verbreiten zu müssen, wer also eine ›Mission‹ hat, akzeptiert weder Vorbehalte noch Gleichgültigkeit. Für diese Leute gibt es nur schwarz und weiß, gut und böse, Himmel und Hölle, Freund und Feind. Wer so denkt, verfolgt das Motto: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Wir kommen hier nicht durch, wenn wir versuchen, neutral zu sein. Das akzeptieren die nicht. Deren Glaube gebietet ihnen seine Weiterverbreitung. Die Geschichte zeigt, dass dafür Massenmorde, Genozide und Folterungen ›bewährte‹ Methoden sind. Es ist denen nämlich egal, wer Du bist. Die interessieren sich nur für Dich, wenn sie sich von Dir einen Nutzen versprechen. Dann sind sie auf einmal ganz ›barmherzig‹. Wenn Du deren Scheiß nicht wenigstens ein bisschen mitmachst, hast Du keinen Nutzen. Wen die nicht brechen können, den machen sie fertig … oder bringen ihn um.«

»Also erwartest Du allen Ernstes von mir, dass ich künftig brav zu deren Gottesdiensten renne und alles mache, was die Pinguine sagen? Siehst Du keine Gefahr, dass daraus eine Gewohnheit werden könnte, dass wir uns gewissermaßen selbst brechen?«

»Nicht, wenn wir zusammenhalten und uns gegenseitig immer wieder an unsere Menschlichkeit und Individualität erinnern. Wenn die uns unsere Würde nehmen, müssen wir sie uns zurückgeben – heimlich, versteht sich.«

»Stacey, das kann ich nicht. So eine gute Schauspielerin bin ich nicht und ich würde bestimmt beim ersten Wunder-Gelaber laut losprusten. Ich sehe ein, dass wir aufpassen müssen, was wir hier tun und ich werde versuchen, mich so gut anzupassen, wie ich es eben verkraften kann, aber ich werde ganz sicher nicht so tun, als wäre mir ein brennender Dornbusch erschienen und hätte mich plötzlich fromm gemacht. Das kann ich nicht.«

Stacey nickte. Immerhin, so hoffte sie, wäre Dawn künftig vorsichtiger und würde sich vielleicht ein paar Qualen ersparen. Eine Verbündete und Freundin bliebe sie bestimmt.

Stacey selbst hatte jedoch beschlossen, es zu versuchen und sich zum Schein anzupassen. Es wurde tatsächlich ein Kampf, beim Gottesdienst nicht laut aufzulachen, aber nach einer Weile hatte sich Stacey selbst so konditioniert, dass sie einfach weghören und ihren Gedan-

ken nachhängen konnte. Seltsame Liedchen mitzusummen, schaffte sie ganz gut und die Beterei erwies sich ebenfalls als leicht, zumal Stacey »dank« ihrer eigenen Mutter damit reichlich Erfahrungen hatte … jedenfalls bis etwa zu ihrem 13. Lebensjahr, als sie beschloss, den eigenen Verstand zu gebrauchen und sich sicher war, dass ihre Mutter auch Fehler machen konnte. Das Anbeten eines Kerls, der angeblich der unfehlbare Schöpfer aller Dinge war, aber dann auf einmal die eigene Schöpfung aus lauter Eitelkeit gar nicht mehr leiden konnte und bis auf diesen Noah mal eben alle jämmerlich ersaufen ließ, der Mordaufträge für den Fall erteilte, dass man ihn nicht genug anbetete und, last but not least, den eigenen Sohn, der er irgendwie auch noch selbst war – das war Stacey schon früh als der Gipfel der Hirnverrenkung erschienen – und damit sich selbst »prüfte« und quälte, jämmerlich an ein Kreuz genagelt verrecken ließ, war in Staceys Augen definitiv ein großer Fehler. Aus eigenem Antrieb hatte sie damit begonnen, auch andere Passagen aus dem »heiligen« Buch ihrer Mutter zu lesen, als die, mit denen gut Marketing zu betreiben war (Teile der Bergpredigt, mit denen die Kreuzzügler, Hexenverbrenner und missionarischen Kulturvernichter versuchten, sich einen friedfertigen, ja geradewegs liebevollen Anstrich zu geben). Ihr Entsetzen wuchs mit jeder Zeile. So viel Hass, Gewalt und Niedertracht hatte sie noch nie in derart geballter Form zur Kenntnis nehmen müssen. Die meisten »Gläubigen« suchten sich die »netten« Passagen heraus, die unzähligen Mitläufer lasen das Zeug ohnehin nicht und die schlimmsten Antisemiten, Frauenhasser, Gewalttäter und Vergewaltiger konnten sich daraus Legitimationen oder gar Anleitungen holen. Hier, in den Anstaltsgottesdiensten, fand Stacey viele dieser üblen Passagen wieder. Hier wurde weniger getrickst, getarnt und getäuscht. Hier wurde offen zugegeben, wer mit »Sauerteig« gemeint war, warum Züchtigungen »gottgefällig« sein sollten und welche Aufgaben Frauen in dieser Ideologie zugewiesen waren. Hier nahm man kein Blatt vor den Mund, gab sich nicht weichgespült oder harmlos. Hier gab es das unzensierte Programm, wie Stacey es aus eigenem Antrieb bereits schwarz auf weiß kannte.

Weil sie das nicht mehr schocken konnte, kam Stacey zurecht. Weil sie die Inhalte kannte, musste sie nicht vor Entrüstung nach Luft schnappen und sich dadurch verraten. Weil sie die Rituale schon als Kind hatte lernen müssen (was, wie sie inzwischen auch wusste, Teil der Ideologie war, da Kinder die perfekten Opfer darstellten, denn sie glaubten normalerweise ihren Eltern und gingen davon aus, dass diese keinen geistigen Müll in ihre Köpfe pflanzen wollten – außerdem waren Neugier und Wissbegier Teil der kindlichen Entwicklung … bis sie irgendwann »festen« Glaubenssätzen, vorgeblichen »Überzeugungen« weichen sollten), stellte sie sich bei der Ausführung überzeugend an.

So blieben ihr Gerte oder Fluchkragen tatsächlich erspart.

Bei den diversen Hausarbeiten erwies sie sich als geschickt und fleißig. Dem falschen Grinsen der Nonnen begegnete sie freundlich und insgesamt bemühte sie sich um unauffälligen Gehorsam. Alles lief gut … wenn da nicht die frömmelnde Jungschwester in ihrem Zimmer gewesen wäre.

Von den letzten Aufgeboten der Nazis über die jugendlichen Schläger- und Mörderbanden von Maos »Kulturrevolution« bis hin zu testosterongefluteten Kleinkriminellen, die als islamistische Gewalttäter endlich einmal so etwas wie Geltung zu verspüren glaubten – junge Menschen waren immer schon besonders anfällig für Fanatismus jeder Art. Das Vertrauen in das eigene Ermessen muss sich stets erst entwickeln. Bis dahin ist die Urteilsfähigkeit noch sehr leicht ins Wanken zu bringen.

Das galt nach Staceys Auffassung auch für Mary Colette. Ihr gegenüber war besondere Vorsicht geboten, denn alle Willkür- und Terrorregime waren Brutstätten des Denunziantentums.

Einige Tage waren vergangen, als Mary vor dem Zubettgehen und dem obligatorischen Abendgebet plötzlich meinte: »Ich denke, Du hast Dich hier ganz toll entwickelt.«

Eine Falle? Stacey blieb vorsichtig. »Danke. Inwiefern?«

»Ich finde, Du bist irgendwie ganz sanft und fügsam geworden. Es kommt mir fast vor, als hättest Du beschlossen, so zu werden, wie es die Schrift in Tit 2,3-5 von einer Frau verlangt, also besonnen, keusch, häuslich und gütig. Du zeigst, ganz anders als noch vor einigen Tagen, keine Anzeichen mehr von Auflehnung, was mich annehmen lässt, dass Du sogar dazu bereit bist, den nächsten Halbsatz dieses Verses zu erfüllen, nämlich Dich den Männern unterzuordnen. Dein Beten wirkt sehr ernsthaft und Du scheinst fast alle Lieder auswendig zu kennen, die in den Gottesdiensten gesungen werden.«

»Ich wurde christlich erzogen. Daher weiß ich auch, dass sich die von Dir zitierte Bibelstelle auf ältere, verheiratete Frauen bezieht. Du hättest aber auch 1. Tim 2,11-15 zitieren können … oder eine ganze Reihe weiterer Passagen, die einer Frau allesamt ganz klar vorschreiben, sich unterzuordnen, zu schweigen, sich zu fügen. Das ist nicht immer leicht, aber ich finde, dass hier der geeignete Platz für mich ist, das wirklich zu lernen und zu leben.« War das zu dick aufgetragen? Stacey hoffte, dass Mary Colette verblendet genug wäre, um ihr das abzukaufen, weil es ja das war, was die sich wünschte.

»Oh, ja! Das ist hier wirklich ein geeigneter Ort, um auf den Pfad des Herrn zu gelangen. Ich bin so froh, dass Du das nach so kurzer Zeit schon verstanden hast. Darf ich Dich umarmen wie eine Schwester?«

Es schien also angekommen zu sein, dachte Stacey, während Mary Colette ihr um den Hals fiel. Die wollte allerdings noch mehr: »Was hältst Du davon, wenn wir morgen gemeinsam zur Beichte gehen?«

»Äh … das habe ich zuletzt vor einigen Jahren gemacht.« Stacey ging davon aus, glaubwürdiger zu sein, wenn sie ab und zu auch mal die Wahrheit sagte.

»Oh, Stacey! Die heilige Kommunion willst Du doch auch empfangen. Das geht ja nicht ohne Beichte. Gibt es denn gar nichts, was Dein Gewissen belastet?«

»Naja … diese Sache mit der Keuschheit …«

»Natürlich! Das macht mir auch immer wieder zu schaffen, aber genau das ist es doch, wozu uns die Beichte geschenkt wurde: Wir bekennen mit Reue und dann wird uns eine Buße auferlegt. Wir sind eben Sünderinnen und auf diese Weise können wir die Vergebung des Herrn erlangen.«

Keine gute Gehirnwäsche ohne Bespitzelung bis tief hinein in die Intimsphäre, dachte Stacey. Ein weiteres Merkmal totalitärer Regime – absolut alles über die Untertanen erfahren und dafür sorgen, dass die sich bei »Fehlverhalten« möglichst schlecht fühlen, bis ihnen dann eine (natürlich vom Regime autorisierte) Person »vergibt«. »Danke, Mary Colette, dass Du mich daran erinnert hast. Die Beichte wird bestimmt eine Erleichterung für mich sein. Im Alltag da draußen gehen solche heiligen Handlungen viel zu schnell verloren.«

»Ganz sicher. Auch das solltest Du beichten, damit Dein Gewissen wieder rein wird vor Gott. Genau dafür ist sie ja da. Der Herr ist gütig.«

Sofern er nicht gerade damit beschäftigt ist, irgendwelche »Stämme« auszurotten oder Ausrottungen vorzuschreiben und nützliche Tipps zu geben, wen man bei welcher Gelegenheit steinigen sollte, dachte Stacey. »Ja, das ist er.«

Auf diese Weise lernte sie zum ersten Mal den »Vater« Cormack kennen – zumindest dessen Stimme, denn die Beichte wurde in einem antiken Beichtstuhl vorgenommen und Stacey

konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Stacey sprach (log) das Credo und beichtete die »Sünde unkeuscher Gedanken«.

»Was waren denn das für Gedanken, mein Kind?«

»Nun ja … Fantasien eben. Über Sex.«

»Über Sex.«

»Nächtliche? Im Traum? Oder während des Tages?«

»Sowohl als auch, Vater.«

»Was hast Du denn da genau fantasiert? Sex mit einem Mann? Mehreren Männern?«

Die Drecksau will Einzelheiten, um sich aufzugeilen, dachte Stacey. »Immer nur ein Mann.«

»Ein bestimmter Mann? Einer, den Du kennst?«

»Nein, Vater. Irgendein Unbekannter.«

»Dem Du Dich in Deinen Fantasien hingibst?«

»Ja.«

»Freiwillig? Oder nimmt er Dich mit Gewalt?«

»Naja … irgendwie beides, also … ich will es schon, aber er ist auch sehr mächtig und stark und ich kann mich nicht wehren.«

»Was macht er mit Dir? Wo berührt er Dich?«

»Überall. Er berührt mich an meinem ganzen Körper.«

»Steckt er sein Glied in Dich hinein?«

»Ja.«

»Nur da, wo es Paare tun, um Kinder zu zeugen?«

»Nein. Auch da, wo es sonst möglich ist.«

»Das ist keine kleine Sünde, mein Kind. Es ist nicht Dein Ehemann und was Ihr in Deinen Vorstellungen tut, ist nicht das, wofür der Herr Mann und Frau bestimmt hat. Vor dem Herrn hast Du Dich nicht nur zu unkeuschen, sondern geradezu sodomistischen Gedanken hinreißen lassen. Normalerweise besteht die Buße für Deine Sünde darin, dass Du eine Woche lang das Büßerhemd trägst und alle Deine Schwestern dann an Dir die Handlung der Züchtigung vollziehen, damit das Leben Jesu an Deinem Körper offenbar werde, wie es in 2. Kor 4 geschrieben steht, auf dass Deine Seele von der Unzucht gereinigt werde. Allerdings sind mir über Dich sehr wohlgefällige Worte zu Ohren gekommen, mein Kind. Es heißt, Du nimmst die Gaben Deiner Erziehung im Herrn bereitwillig an und suchst Gebet und Kontemplation.«

Was wollte er hören, überlegte Stacey. Vermutlich irgendwelche demütigen Unterwerfungsvokabeln. »Ich versuche, den rechten Weg zu finden, aber weiß, dass ich sündhaft bin.«

»Du bist eine Frau, mein Kind. Da liegt Solcherlei in Deiner Natur, aber Du kannst dagegen angehen, wenn Du vollkommen auf die Weisheit des Herrn vertraust.«

Treffer! »Das lerne ich gerade, Vater. Ich bin dafür sehr dankbar.«

»So soll denn dies Deine Buße sein: Du wirst zwei Tage im Gebet in der Kammer der Einkehr verbringen und in dieser Zeit nichts an Dir haben als das, was Dir unser Herr gegeben hat. Den dritten Tag verbringst Du im Gedenken an Seinen eingeborenen Sohn unter aller Augen im Licht, damit es Dir helfen möge, Deinen Weg zu Gott künftig züchtiger und mit größerem Widerstand gegen die Verlockungen des Fleisches zu gehen. Es ist gut, dass Du gebeichtet hast, denn Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und den Heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Durch den Dienst der Kirche schenke er Dir Verzeihung und Frieden. So spreche ich Dich los von Deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Vor dem Beichtstuhl hatte Mary schon auf Stacey gewartet. »Und? Wie war es für Dich?«

»Wie eine Reinigung. Ich fühle mich jetzt viel besser und irgendwie … leichter.« Leicht fiel es Stacey vor allem nach den Sprüchen des geilen Bockes, Mary erneut anzulügen.

»Wie schön! So sollte es sein. Und was ist Deine Buße?«

Stacey erzählte Mary, was Cormack ihr gesagt hatte.

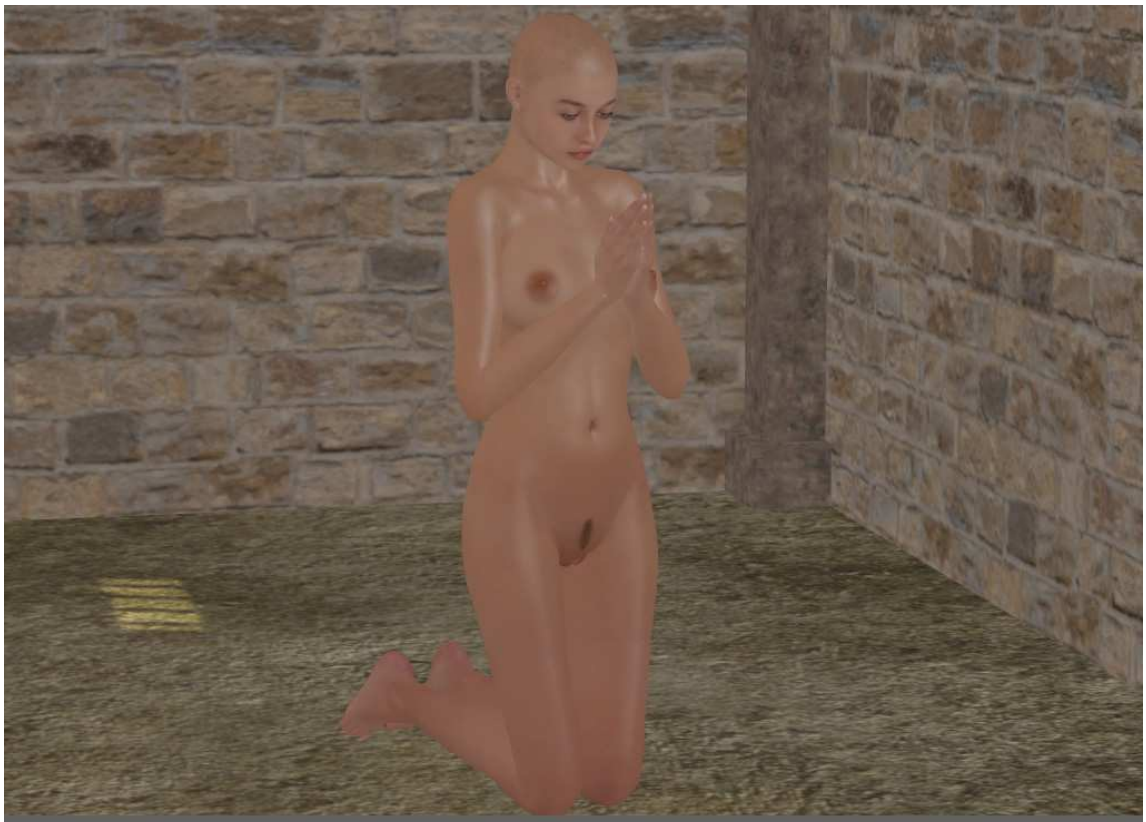
»Toll, Stacey! In der Kammer der Einkehr sind wir stets ganz allein mit dem Herrn und ihm ganz nah. Dich danach in Seinem Licht zu sehen – darauf freue ich mich jetzt schon. Ich glaube, nach diesen drei Tagen werden auch wir uns in Seiner Gnade sehr nah sein.«

»Seine Gnade« bestand zunächst darin, dass Schwester Mary Barbara Stacey wortlos beim Oberarm packte und durch diverse Gänge schob, bis sie vor einer sehr unnachgiebig wirkenden Stahltür angekommen waren. Dahinter befand sich ein kleiner, vollkommen leerer Raum. »Deine Jacke!« kommandierte die Schwester.

»Es ist kühl hier«, gab Stacey vorsichtig zu bedenken.

»Es gibt eine Heizung, die es Dir schon bald warm genug, aber nicht allzu kuschelig und gemütlich machen wird. Deine Gebete werden für Dein Wohlgefühl sorgen. Jetzt zieh Dich aus, knie Dich hin und bete, auf dass der Herr Dir Seine Gnade schenken möge!«

Stacey hatte keine Wahl. Sie gehorchte.



Sie gehorchte.

Die Schwester verließ den Raum. Nackt und auf Knien überlegte Stacey, wie sie hier volle zwei Tage aushalten sollte. Dann dachte sie daran, dass es hier weder Gottesdienst noch Beichte gab und fand es auf einmal gar nicht mehr so übel.

Allerdings gab es in diesem Raum absolut nichts bis auf ein vergittertes Fenster, das so hoch angebracht war, dass Stacey nur ein kleines Stück des Himmels sehen konnte. Durch dieses Fenster würde dann wohl der Heilige Geist in den Raum kommen, dachte Stacey und musste grinsen. Dann wurde sie jedoch schnell wieder ernst, als sie daran dachte, dass in totaler Isolation durchaus Wahnvorstellungen entstehen konnten. Hier war sie nur mit sich selbst beschäftigt. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Es gab auch keine Sitzgelegenheit und, wie Stacey mit Erschrecken feststellen musste, keine Toilette und nicht einmal einen Eimer. Eigenständigkeit, Selbstachtung, Würde … das waren alles Hindernisse auf dem Weg zur totalen Unterwerfung. Um aus einem Menschen ein willfähriges Werkzeug zu machen, einen »alten« in einen »neuen«, angepassten Menschen zu verwandeln, wie es (z.B. in Eph 4,20-24) »geschrieben stand«, musste man ihn zunächst auf die niedersten Instinkte seines Stammhirns reduzieren, um ihn danach im Sinne der Täter »neu« aufzubauen. Dieses Prinzip lag jeder Gehirnwäsche zugrunde, sofern man ein Opfer nicht schon im Kleinkindalter indoktriniert hatte. Jedes totalitäre Regime arbeitete danach und hier war Stacey direkt bei den Erfindern dieser Methoden.

Was sollte sie also tun?

Stacey beschloss, sich auch durch diese Form von Isolationshaft nicht brechen zu lassen. Der Boden war nicht allzu hart. Irgendwie würde sie schon darauf schlafen können. Die unvermeidliche Leerung ihrer Blase würde sie in einer Ecke vornehmen, die sie danach nicht mehr aufsuchen müsste und in Bezug auf die eigene Zurschaustellung hatte sie bereits durch die kurzen Jäckchen und durchsichtigen Hemdchen für sich eine Strategie gefunden, damit umzugehen. Was sollte denn so schlimm daran sein, wenn man sie nackt sah? Was »verlor« sie dadurch? Warum sollte sie sich für etwas schämen, an dem rein gar nichts »Schlechtes« war? Sich für den eigenen Körper zu schämen, war doch eines der Elemente in der Ideologie der Wahnsinnigen, um Menschen eine selbstbestimmte Sexualität unmöglich zu machen. Logischerweise richtete sich das in einer Welt schwacher, sexuell gestörter und frustrierter Männer primär gegen Frauen, weshalb deren Geschlechtsorgane, wenn nicht durch primitive, erniedrigende Ausdrücke verunglimpft, zumindest mit der Vorsilbe »Scham-« bezeichnet wurden. Das war die Sprache der wahrhaft Perversen und ihrer erfundenen »Religion«.

Nicht mit mir, dachte Stacy und beschloss in diesem Moment, künftige Entblößungen mit Stolz zu ertragen. Sollten sich doch die Cormacks dieser Welt an ihr aufgeilen! Das war dann deren Problem und nicht Staceys. Stacey dachte daran, dass die schwachen Männer dieses Problem so groß fanden, dass sie Frauen zur Verschleierung zwangen (keine Erfindung durchgeknallter Muslime, sondern des biblischen Paulus). Eigentlich war es lächerlich, ein Grund, sich über diese erbärmlichen Männer lustig zu machen, weil die sich selbst und ihre Mitmännchen für so schwach hielten, dass sie diese Macht der Frauen unbedingt bekämpfen und ausschließlich auf den häuslichen Bereich, wo die »Besitz«- und Machtverhältnisse »klar« waren, eindämmen wollten. Letztlich war dies der einzige Punkt, in dem sich diese Einrichtung grundsätzlich von anderen »Erziehungsanstalten« unterschied. Stacey nahm an,

den Grund zu kennen: Hier wähnten sich die Männer ihrer Sache so sicher, dass sie das eigene Vergnügen höher einschätzten als die Angst vor der (erotischen) Macht der Frauen.

Was sollte sie das denn noch länger kümmern? Tatsächlich schien diese Zelle eine Art Fußbodenheizung zu besitzen, denn unter Staceys Fußsohlen fühlte es sich gar nicht kalt an. Wie angekündigt, empfand sie das nicht gerade als kuschelig, aber sie würde es hier nackt und ohne Decke einigermaßen aushalten können. Also machte sie es sich so bequem wie möglich. Nachdem die Sonne untergegangen war und der Mond durch das kleine Fenster schien, fühlte sie sich schon fast wohl, denn sie hatte hier ihre Ruhe und musste nicht auf jede ihrer Regungen aufpassen, um sich nicht versehentlich zu verraten. Es war wirklich angenehm, einmal nicht von Irren umgeben zu sein.

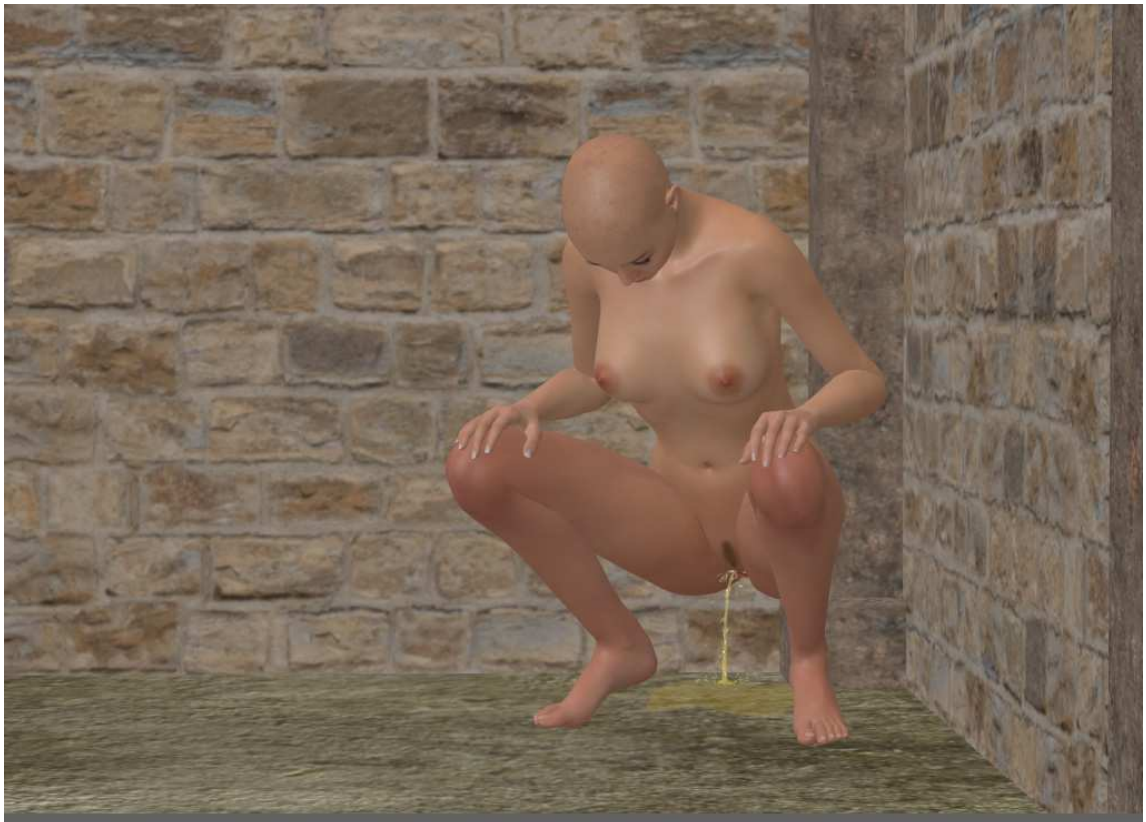
Es war wirklich angenehm, einmal nicht von Irren umgeben zu sein.

Irgendwann schlief Stacey ein und wachte erst im Lichte der Morgensonne auf. Ihre Gelenke knackten zwar ein wenig durch die nicht sonderlich bequeme Schlafposition ohne Kopfkissen, aber sie fühlte sich verhältnismäßig entspannt und fror auch nicht.

Kurze Zeit darauf wurde die Zellentür geöffnet und eine Schwester reichte wortlos ein Stück Brot und eine Schüssel Wasser hinein. Wasser und Brot, also, dachte Stacey und tatsächlich sollten die folgenden beiden Mahlzeiten identisch sein.

Stacey war zwar nie eine ausgesprochene Einzelgängerin gewesen, aber im Gegensatz zu vielen anderen jungen Frauen ihrer Generation hatte sie sich relativ spät das Smartphone und die sozialen Medien erschlossen und früh gelernt, mit sich selbst zurecht zu kommen, indem sie einfach ihren Gedanken nachhing. So überstand sie auch den ersten Isolationstag

geistig vollkommen gesund. Lediglich ihre körperlichen Bedürfnisse konnte sie nicht ignorieren und schließlich hockte sie sich in eine der Ecken. Sie konzentrierte sich und versuchte, sich selbst einzureden, dass es an einem derart natürlichen Vorgang nichts gab, dessen sie sich schämen musste. So gelang es ihr schließlich, sich zu entspannen und dem wachsenden Druck in ihrer Blase nachzugeben. Ohne Toilettenschüssel fühlte es sich dennoch irgendwie »falsch« an.



Ohne Toilettenschüssel fühlte es sich dennoch irgendwie »falsch« an.

Zu Staceys großer Erleichterung konnte sie ihren Darminhalt während der zwei Tage bei sich behalten. Allerdings war sie sehr froh, dass sie nach den beiden Tagen zunächst duschen und auf die Toilette gehen durfte. Kleidung bekam sie keine, sondern stattdessen einen unbequemen Knebel. Zu Staceys eigener Überraschung fühlte sie sich durch die beiden »Ruhetage« derart entspannt, dass ihr weder ihre Nacktheit noch der Knebel größeres Unbehagen bereiteten. Letzterer wurde begründet mit: »Du wirst das Licht des Herrn schweigend aufnehmen.«

Naja, dachte Stacey, bei Regentänzen irgendwelcher Ureinwohner wurden Rasseln benutzt. Wenn zur Lightshow des Herrn ein Knebel nötig war, dann sollte es eben so sein. Es war gänzlich nutzlos, Rituale auf ihre Sinnhaftigkeit zu hinterfragen.

Sie wurde hinaus bis zum Waldrand geführt und dort an einem Kreuz aus Stahlträgern befestigt. Stacey vermutete, dass dies so eine Art Kreuzigungs-Event sein sollte.

Ein paar Dinge ließen jedoch Sorgen an die Stelle der vorausgegangenen Entspannung treten: Könnte sie an diesem Kreuz einen Sonnenstich bekommen? Gab es irgendeine Chance

für sie, sich mit diesem Knebel nicht komplett voll zu sabbern? Würde ihre Blase durchhalten oder musste sie sich vor den Augen aller, die hier vorbeikamen, einnässen?

Stacey rief sich innerlich zur Ordnung. Wenn sie immer wieder versuchte, sich die beiden letztgenannten Fragen zu stellen, um ihre Würde zu behalten, konnte sie nur scheitern und müsste mit dem Gefühl leben, versagt zu haben. Das war einer der Bausteine, den ihre Peiniger sich wünschten, um sie zu brechen. Darauf durfte sie sich nicht einlassen.

Stacey fand einen Weg: Dies hier war nicht das normale Leben, sondern eine Parallelwelt. Hier gab es keine normalen Menschen, sondern nur Täter oder Opfer. Es spielte keine Rolle, wer hier wie über Stacey dachte. Hier ging es nur darum, zu überleben.

Nur der Sonnenstich zählte. Der Rest konnte Stacey vollkommen egal sein. Sie sah nach oben. Der Himmel war diesig und die Gefahr, einen Sonnenstich zu bekommen, blieb daher wohl gering. Also würde sie auch ihre eigene Kreuzigung überstehen, dachte Stacey. Sie versuchte, sich zu entspannen und flach zu atmen, denn die Haltung, in die man sie gezwungen hatte, war nicht ungefährlich. So würde sie den erneuten Wahnsinn wohl eine Weile lang aushalten können. Es erschien ihr wichtig, sich ein paar schöne Sätze zu überlegen, mit denen sie glaubhaft machen konnte, ein spirituelles Erleuchtungs-Erlebnis erfahren zu haben, denn sie wusste, dass es genau das war, was man von ihr hören wollte. Sie schloss ihre Augen, um sich zu konzentrieren.

Sie schloss ihre Augen, um sich zu konzentrieren.

So wäre ihr beinahe entgangen, wie sich die Schwestern und Insassinnen vor dem Kreuz versammelten, um einen Gottesdienst im Freien durchzuführen. Während die ihre Gebete

sprachen, überlegte Stacey, ob dieses ganze Kreuzigungs-Ding wohl eher sadistische oder masochistische Neigungen ansprach. Sie vermutete Letzteres. Tatsächlich hätte es ihr wohl ein sehr spezielles, spannendes Gefühl vermittelt, sich einem netten, attraktiven Kerl so zu präsentieren, aber ihren Mitgefangenen und ein paar Durchgeknallten? Das war nur irre.

Irgendwann war die Veranstaltung vorbei und die Teilnehmerinnen gingen wieder an ihre jeweilige Arbeit. Stacey hatte ganz deutlich das Entsetzen in Dawns und sogar in Erins Augen gesehen. Ganz anders war das bei Mary Colette, die als einzige nach dem Gottesdienst noch bei der gekreuzigten Stacey blieb und ein Weilchen vor sich hin betete. Stacey hätte gern gesagt: »Hey, lass das! Ich bin nicht Dein Jesus«, aber der Knebel hinderte sie daran, überhaupt ein verständliches Wort herauszubringen.

Mary Colette betete voller Inbrunst für ihre Zimmergenossin, die sie in ihr Herz geschlossen hatte und von der sie hoffte, dass auch sie sich mit ganzer Kraft dem Erlöser hingeben würde. Das war schließlich die Erfüllung für eine jede Frau.

Das war schließlich die Erfüllung für eine jede Frau.

Mary Colette fand es richtig, dass Stacey im Lichte des Herrn keine Reden führen konnte. Das wäre der Heiligkeit des Augenblicks unangemessen gewesen. So erwartete sie auch keine Antwort, als sie nicht länger mit der wunderbaren Überraschung für Stacey hinter dem Berg halten konnte: »Ich habe mit Vater Cormack gesprochen. Er sagt, wenn Du weiter so gottgefällige Fortschritte machst, könnte er sich vorstellen, Dich als Ausgesuchte vorzuschlagen. Womöglich dürfen wir dann gemeinsam oder zumindest kurz nacheinander das Gelübde ablegen. Wäre das nicht wunderbar?!«